

Entstehung und Hintergrund des Schutzwaldvereins

Im August 1999 besuchten die zwei heutigen Vereinsmitglieder Matthias und Stefan die indigene Gemeinde Arutam, gelegen im tropischen Regenwald am Rande des Amazonasbeckens im Osten Ecuadors. Diese Gemeinde hatte sich zusammen mit drei weiteren Gemeinden zu der Organisation „Yawa Jee“ zusammengeschlossen mit dem Ziel, ihren Wald und ihre kulturelle Identität zu wahren. Dazu bemühte man sich, die Wälder unter rechtmäßigen Schutz stellen zu lassen, alternative nachhaltige Einkommensquellen zu entwickeln (in der Region üblich sind Holzverkauf und Viehzucht) und die okzidentale Schulbildung mit Wissen aus der eigenen Kultur (z.B. über Medizinalpflanzen) zu ergänzen. Die für diese Bemühungen nötigen Investitionen wurden durch Gelder v.a. aus Deutschland gewährleistet.

Begeistert von dem Aufenthalt in Arutam, wollten sich Matthias und Stefan, zurück in Deutschland, für die Gastfreundschaft und die schönen Erfahrungen in Arutam revanchieren. Bei verschiedenen Aktionen v.a. in Schulen kamen gut 5000 DM zusammen, die über eine deutsche Partnerorganisation an „Yawa Jee“ überwiesen wurden; bestimmt zur Zahlung der Lehrergehälter, gleichmäßig zu verteilen auf die vier „Yawa Jee“- Gemeinden.

Bei einer erneuten Reise nach Südamerika ein Jahr später besuchten Ulla und Stefan erneut Arutam, um sich nach dem Verbleib des Geldes sowie dem allgemeinen Stand der Dinge um „Yawa Jee“ zu erkundigen. Dabei zeigten sich große Probleme, die sich nach einigen Recherchen wie folgt zusammenfassen lassen:

Das Büro von „Yawa Jee“ war ausschließlich von den Mitgliedern einer Familie aus einer der vier Gemeinden besetzt. Dieser Gemeinde ging es offensichtlich besser als den anderen dreien. (Ein Jahr darauf wurde ein Fall von Vetternwirtschaft/Veruntreuung nachgewiesen.) Der Unmut in den drei weniger entwickelten Gemeinden war sehr groß; die Vorwürfe gegenüber dem Büro und seinen Betreibern waren maßlos übertrieben, losgelöst von den tatsächlichen (damals noch nicht nachgewiesenen) Betrugsfällen. Dieser Unmut machte eine weitere Zusammenarbeit schwer bis unmöglich.

Wir sahen uns zwei voneinander zu unterscheidenden Problemen gegenüber:

Zum einen gab es (wie in der Region scheinbar allgemein sehr verbreitet) tatsächliche Fälle von Betrug und Vetternwirtschaft.

Zum anderen gab es Unmut und Vorwürfe unter den Teilnehmern der Projekte, die oft unabhängig vom ersten Problem entstanden. Wir haben uns länger damit auseinandergesetzt, wie es dazu kommen könnte. Vielleicht zunächst mal ein Beispiel, um unsere Sichtweise dieses Problems zu erläutern:

Eine junge Frau aus Deutschland namens Anna war in Arutam. Eines Tages schlugen die Frauen Arutams ihr vor, mit ihr Hals- und Armkettchen herzustellen, damit sie diese dann in Deutschland für sie verkaufe. Anna war einverstanden. Zufälligerweise befand sich an diesem Tag auch eine Frau aus einem Nachbardorf in Arutam. Sie fragte, ob sie auch Kettchen zum Verkauf in Deutschland machen dürfe. Ernesto, der Familienvater und das Oberhaupt Arutams könne ihr das Geld ja mal in der Stadt geben, wenn man sich auf dem Markt trifft. Niemand hatte etwas einzuwenden und so gab auch diese Frau Anna Kettchen zum Verkauf mit. Die für die Kettchen zu zahlenden Preise wurden vor Annas Abreise genau festgelegt. Anna flog zurück nach Deutschland und verkaufte dort die Kettchen über einige Monate hinweg an Bekannte und Verwandte. Als sie alle verkauft hatte, überwies sie das Geld Stefan, der sich gerade in Ecuador befand; dieser handigte das Geld Ernesto aus, welcher es an die einzelnen Frauen weiterreichte. So kamen die Frauen ordnungsgemäß zu der zuvor mit ihnen vereinbarten Summe. Der ganze Prozess von der Herstellung der Kettchen über den Verkauf in Deutschland bis hin zur Geldübergabe dauerte etwa 6 Monate.

Besagte Frau aus dem Nachbardorf hatte anscheinend gemäß ihrer bisherigen Erfahrungen völlig andere Vorstellungen vom zeitlichen Ablauf dieser Kettchenaktion.

Etwas überspitzt gesagt stellte sie sich wohl vor, Anna fliege nach Deutschland, so wie man mit dem nächsten Bus in die Stadt fährt, stelle sich dort ein paar Tage auf den Markt, um die Kettchen zu verkaufen, um dann das Geld durch einen Bekannten/Verwandten mit dem nächsten Flieger (so wie durch einen Onkel mit dem nächsten Bus) nach Arutam zurückzuschicken; insgesamt also eine Sache von ein zwei Wochen. Aus ihrer Sicht plausibel, da sie die Komplexität unserer Welt (große Entfernung, Schwierigkeiten beim Verkauf, unregelmäßige Reisen nach Ecuador...) nicht kennt.

Sie hat zu der ganzen Kettchengeschichte nur noch einen Bezugspunkt. Anna ist in Deutschland, zu ihr hat sie keinen Kontakt. Die Frauen aus Arutam bleiben meist dort, zu ihnen hat sie keinen Kontakt. Der einzige, den sie ab und zu in der Stadt beim Einkaufen auf dem Markt trifft, ist Ernesto. Also wird sie ihn schon bald nach dem Geld fragen, das ihrer Meinung nach ja schon längst da sein müsste. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als ihr immer wieder (sozusagen wahrheitsgemäß!) zu sagen, sie müsse sich noch gedulden. Irgendwann ist der Punkt erreicht, an dem sie es für absolut unmöglich hält, dass das Geld noch nicht da ist. Also erscheint es für sie logisch, dass das Geld zwar aus Deutschland angekommen ist, Ernesto es aber für sich behalten hat. Mit dieser „Gewissheit“ wird sie zum einen nicht mehr mit Ernesto/Arutam zusammenarbeiten wollen, zum anderen wird sie allen erzählen, wie schlecht, wie betrügerisch und wie gemein Ernesto und seine Leute in Arutam sind.

Dieses Beispiel findet sich auch in etwas größeren Zusammenhängen wieder: Angenommen wir haben drei Akteure; (1) eine deutsche (Entwicklungshilfe)Organisation, (2) Indigene, die bereits in der Großstadt gelebt, eine Universitätsausbildung genossen, sich zum Wohle ihrer Heimatregion organisiert und dafür ein Büro in der Provinzhauptstadt haben und (3) Indigene, die ihr Leben bislang fast ausschließlich in ihrer Gemeinde im Regenwald verbracht haben. Die drei Akteure treffen sich in der indigenen Gemeinde im Regenwald, um dort deren Überleben sowie das Überleben des Waldes zu planen. Es werden viele Ideen gesammelt und man beschließt schließlich, den Wald unter Schutz stellen zu lassen, eine Grundschule für die Dorfkinder zu errichten, ein Haus zu bauen, in dem Touristen oder Wissenschaftler untergebracht werden können, einige Fisch- und Schneckenzuchtbecken anzulegen und eine Ziegelwerkstatt zu bauen. Alle sind zufrieden und hoffnungsvoll, man ist sich im Grunde genommen einig und freundlich gesinnt.

Es besteht allerdings schon eine Diskrepanz, nämlich die der unterschiedlichen zeitlichen Erwartungen. Größere Vorhaben normalerweise binnen Wochen umsetzend und ohne Kenntnis der Wirklichkeit in der Landeshauptstadt und in Europa, rechnen die Bewohner der Gemeinde mit einer Umsetzung der gefassten Pläne innerhalb von einigen Wochen oder maximal wenigen Monaten. Sie können sich nicht vorstellen, dass der ganze Prozess (von der Geldbeschaffung bis hin zur Verteilung für die konkreten baulichen Maßnahmen) u.U. viele Monate oder gar zwei, drei Jahre dauern kann. Selbst wenn alles „in Ordnung/korrekt“ abläuft, also keine Misswirtschaft stattfindet, werden die Dorfbewohner bald ungeduldig werden. Die Dorfbewohner haben nur einen Bezugspunkt. Zu der Organisation in Deutschland haben sie keinen Kontakt, sie können lediglich das Büro in der Provinzhauptstadt aufsuchen. Das tun sie und fragen dort nach dem Verbleib des Geldes aus Deutschland und wann denn nun endlich die geplanten Projekte gebaut würden. Die Leute im Büro antworten (in diesem konstruierten Falle vollkommen wahrheitsgemäß!), es nehme alles seinen Weg, man müsse nur noch ein wenig Geduld aufbringen. So müssen die Dorfbewohner auf das Verheissene warten (zu lange warten, ihrem Gefühl nach) und sehen gleichzeitig bei den Besuchen im Büro: die haben hier einen Computer, ein Telefongerät mit Fax, ausreichend Schreibmaterial, die Sekretärin trägt relativ edle Kleidung und die Büroleute gehen womöglich auch noch in einem kleinen Restaurant Mittagessen. Das Warten und der Anblick, den das Büro ihnen bietet, führt für die Dorfbewohner irgendwann zu dem für sie logisch erscheinenden Schluss, dass das für ihre Projekte bestimmte Geld zwar schon längst aus Deutschland eingetroffen ist, die Leute aus dem Büro es aber für sich und ihren luxuriösen Lebensstil verwendet haben bzw. immer noch verwenden.

Wenn solche Verdächtigungen und Vorwürfe entstehen, wird eine Zusammenarbeit sehr schwierig, selbst wenn dann irgendwann mal wirklich was gebaut wird. Fallen sie zusammen mit dem ersten Problem, treten also tatsächlich Fälle von Misswirtschaft auf, kann sich dies gegenseitig bis zu einer Unmöglichkeit weiterer Zusammenarbeit hochschaukeln.

Enttäuscht von „Yawa Jee“ allgemein und auch speziell davon, dass unsere Spende ebenfalls ungleichmäßig verteilt wurde, suchten wir nach einer Möglichkeit, mit oben genannten Problemen angemessener umzugehen. Wir kamen zu dem Schluss, dass sich die Zusammenarbeit von Deutschland aus nicht allein auf finanzielle Unterstützung beruhen dürfe. Durch die regelmäßige Anwesenheit von Volontären, die in den Projekten leben, für Kost und Logie eine Kleinigkeit direkt vor Ort bezahlen und ein wenig mitarbeiten, könnten Vorteile für alle Beteiligten geschaffen werden.

Die Volontäre können sehr ausführlich aus den Gemeinden und vom Stand der Projekte berichten. So bekommen auch einzelnen Dorfbewohner (beispielsweise die Frauen oder die Kinder) eine Stimme. Sonst läuft die Kommunikation meist nur über das Büro, man spricht mit dem Vorstand oder seiner Sekretärin. Die Volontäre lernen viel mehr Beteiligte kennen und können uns über deren Gedanken, Gefühle, etc. berichten. Allgemein sind die Volontäre ein wichtiger direkter Bezugspunkt für die Dorfbewohner. Dadurch, dass immer wieder jemand aus Deutschland da ist, haben sie eher das Gefühl, dass man es ernst mit ihnen meint. Auch, dass direkt bei ihnen für den Aufenthalt bezahlt wird, also Geld direkt bei ihnen ankommt, ist ein wichtiges Zeichen. Zwar lassen sich davon keine Investitionen tätigen, aber immerhin ist es ein guter Nebenverdienst und schafft vor allem das Gefühl, dass tatsächlich etwas direkt ankommt, ohne Umweg über zweifelhafte Büros.

Für die Geldgeber (Spender, Organisationen), die natürlich nach wie vor für die geplanten Projekte/Investitionen notwendig sind, bieten die Volontäre eine zusätzliche Sicherheit. Sie können stets vom Stand der Projekte berichten. So hat man mehr Gewissheit, dass das Geld auch zweckgemäß eingesetzt wird. Einzelne Projekte können auch über einzelne Volontäre abgewickelt werden (dass beispielsweise ein Volontär mit dem Geld für ein Schneckenzuchtbecken kommt und dieses zusammen mit den Dorfbewohnern und den evt. dafür nötigen Fachleuten während seines Aufenthalts anlegt), so dass Gelder sehr projektgebunden eingesetzt werden können.

Für die Volontäre ist der Aufenthalt ein Stück Lebenserfahrung. Sie können (mit „normalen“ Touristen verglichen günstigeres) Reisen mit etwas „Sinnvollem“ verbinden. Bei der Begegnung von Volontären und Einheimischen findet ein gegenseitiges kulturelles Lernen statt, von dem beide Seiten profitieren können. Für die Volontäre ist es interessant, für die Einheimischen als eine „sanfte“ Begegnung mit der westlichen Welt eine gute Möglichkeit, sich auf das oft weniger sanfte Fremde einzustellen.

Insgesamt wird die Zusammenarbeit transparenter (höherer Informationsfluss) und dadurch attraktiver.

Mit diesem Grundkonzept gründeten wir den Schutzwaldverein im Februar 2001.